

Alle gegen Pilatus

Von Reinhard Kräuter

Da steht er nun allein auf der Bühne, reflektiert über sein Verhalten und ärgert sich über die Reaktionen zu seinem Urteil. Mit allen hat er es sich verdorben – mit seiner Frau Livia, mit seinem Freund Tullius, mit den Zeloten, mit den Hohenpriestern und mit Herodes Antipas, dem Mächtigerkönig. Er sitzt zwischen allen Stühlen!

Er, das ist Pontius Pilatus, der Statthalter von Judäa – ein sehr großer und breitschultriger Mann - stattlich, wie man so sagt - mit markantem Gesicht, das noch immer Entschlossenheit ausstrahlt, aber keine Zufriedenheit und Selbstsicherheit mehr. Ralph Klimt verkörpert ihn auf der Bühne, als sei er immer Pontius Pilatus gewesen – herrisch, herabschauend, die Verachtung für die Juden im Gesicht tragend. Aber jetzt, jetzt weiß Pilatus nicht weiter, und auch das gelingt Klimt überzeugend rüberzubringen – am Ende des Schauspiels ein Pilatus der leisen Töne, nachdenklich, ahnend, Fehler gemacht zu haben, die sein Leben verpfuschen.

Es ist die Schlusszene des Schauspiels „Kein Passah für Pilatus“ von Friedrich M. Rueß, das Mitte März viermal im Johannes-Gemeindehaus an der Georgstraße in Quelle von der Theatergruppe „Rostfrei“ unter Leitung von Trude Hausmann und Dr. Egon Gindele aufgeführt wurde. Im Focus der Handlung steht der römische Statthalter in Judäa, Pontius Pilatus, dem ein gewisser Jesus von Nazareth durch die Hohenpriester zur Aburteilung übergeben wird. Am Ende steht dessen Verurteilung zum Tod am Kreuz.

Dabei hatte der Tag für Pilatus so gut angefangen. Das Passahfest stand bevor, und Pilatus wollte das Wochenende mit seiner Frau Livia, mit seinem Freund Tullius, dem Befehlshaber der römischen Truppen in Jerusalem, sowie dessen Frau Claudia genießen. Politik stand nicht auf dem Programm. „An Passah, da ist nichts los“, hatte er seiner aus Caesarea am Mittelmeer angereisten Frau mitgeteilt. Livia Pilatus, von Elken Dreier dargestellt, ist auf Tourismus eingestellt, will sehen, was sie nicht kennt in Jerusalem, will sich vergnügen, und damit sie das erreicht, redet sie ihrem Mann nach dem Munde und lobhudelt ihm. Aber hingeworfene Bemerkungen machen früh deutlich, dass sie eine eigenständige Person ist, durchaus selbstbewusst und durchsetzungsfähig, auch ihrem Pontius gegenüber. Elken Dreier spielt die Livia als feine Frau von Welt, kulturell interessiert, liebenswert, von ihrem Mann begehrt, mit großem Feingefühl.

Noch freut sich Pilatus voller Pläne auf den bevorstehenden Tag. Da verhaften die Hohenpriester mir nichts, dir nichts einen gewissen Jesus von Nazareth, und schon steckt er mitten im Schlamassel. Oh, er hatte das geahnt und deshalb die Sache rasch als innerreligiöse Angelegenheit der Juden abgetan, die ihn nichts anginge. Doch so zerstritten die Juden untereinander auch waren, unangenehme Aufgaben übertrugen sie letztlich immer den römischen Besatzern und damit ihm, dem Statthalter. Ralph Klimt zeigt durch sein Spiel und seinen Sprachduktus, dass Pilatus die Situation nicht ernst nimmt, sondern sie ganz schnell zu den Akten legen will, um ins Wochenende zu kommen.

Dabei hat Pilatus durchaus recht, wenn er innerreligiöse oder innerjüdische Tendenzen hinter dem Fall vermutet. Denn die Zeloten, die Hohenpriester und König Herodes Antipas kochten alle ihr eigenes Süppchen, um die Macht zu erlangen oder sie zu wahren.

Die Zeloten, diese selbsternannten jüdischen Freiheitskämpfer, wollten Jesus von Nazareth nicht zu den Ihren zählen. Sie brauchten Männer! Und Männer hieß Kämpfer! Jesus dagegen war für sie ein Weichspüler – die Römer, die Feinde, konnte man ihrer Meinung nach nicht lieben, wie er es forderte. Ein Messias, also ein Erlöser, konnte er somit für sie nicht sein. Die Zeloten tauchen in diesem Schauspiel immer nur auf einer Nebenbühne links

neben der Hauptbühne auf, spielen eine Nebenrolle, wie es wohl auch in Jerusalem der Fall war. Schon körperlich zeigt sich im Spiel im Johannes-Gemeindesaal, dass sie weniger zählten als die anderen agierenden Gruppen: eher klein von Gestalt, unscheinbar, laut müpfend, aber schnell verschwunden, wenn es ernst wurde, auch leicht lenkbar, verführbar. Ihre Sprecher Barni und Eva wurden von Klaus Todenhöfer und Helga Rueß-Alberti so verkörpert, dass diese untergeordnete Rolle (in Judäa und im Stück) auch deutlich wurde – laute Schreier mit grölendem Gefolge, die bei Bedarf auch andere Parolen brüllten und den Hohenpriestern folgten, aber im Ernstfall nicht zu mucken wagten.

Auch die Hohenpriester, Kaiphas und der eine Generation ältere Hannas, hassten Jesus, da er sie mehrfach bloßgestellt hatte in Ihrer Scheinheiligkeit. Und als König der Juden hätte er ihre Machtfülle eingeschränkt. Für die Hohenpriester ein Sakrileg. Selbst Herodes Antipas hatte erkannt: „Wenn es um Titel geht, kennt Kaiphas keinen Humor.“ Und Kaiphas sieht sich als Vollstrecker der Befehle Gottes. „Für uns gilt Gottes Recht“, sagt er.

Herodes Antipas dagegen – König nannte er sich, König! – wollte sich im eigenen Volk keine Feinde machen. Er sah Jesus von Nazareth als König der Unfähigen, nicht als wirklichen Gegner. „Die Herodianer sind hier die Herren, das war so und wird so bleiben“, um es in seinen eigenen Worten auszudrücken. Deshalb versagte er als Richter bewusst kläglich, um es sich nicht mit irgendjemandem zu verderben, nicht mit den Hohenpriestern, nicht mit den Zeloten, nicht mit den Anhängern dieses Jesus.

Auch hier gelingt es den Spielleitern, Trude Hausmann und Dr. Egon Gindele, Schauspieler zu finden, die diese Figuren ausgesprochen gut repräsentieren. Auf der einen Seite Jürgen Handwerk als der ältere Hohepriester Hannas, der schon rein äußerlich dem Bild eines weisen, aber alt gewordenen Priesters entspricht, Güte ausstrahlend, Zurückhaltung predigend, aber immer noch seine Macht ausspielend und sich durchsetzend, mit langsamer, überlegender Sprache, immer beherrscht. Sein Gegenpart Matthias Dreier als Kaiphas dagegen spielt den Jungspund, den unbeherrschten, aufstrebenden, nach Macht gierenden jüngeren Hohepriester, im Blick schon das Amt des Hannas, dessen Augen von Beginn an vor Zorn blitzen, dessen stahlharte, lautstarke Stimme keinen Widerspruch duldet und der sich auch nicht vor dem römischen Statthalter duckt, den er vielmehr in sein Ränkespiel hineinzuweben und auszunutzen sucht, ohne dass der es merkt – offensichtlich ein Mann von messerscharfer Intelligenz.

Den Dritten der hohen jüdischen Personen, König Herodes Antipas, spielt Carsten Ledwa als einen von sich eingenommenen, aber im Grunde eher dummen Protagonisten ohne Einfluss und wirkliche Macht, der sich an kleinen Dingen erfreut. Auch hier gelingt den Regisseuren eine gute Personenwahl, da Ledwa schon rein äußerlich eine völlig andere Figur abgibt als die beiden Hohenpriester. Zwar ist auch er groß und stattlich wie alle männlichen Hauptdarsteller auf dieser Bühne, aber ihm fehlt das Strenge, Würdige eines Hannas oder eines Kaiphas. Stattdessen wirkt König Herodes Antipas mit seinen langen, wild um den Kopf stiebenden lockigen Haaren eher wie ein Hofnarr, freundlich, immer lächelnd, nicht ernst genommen und sich selbst nicht ernst nehmend. Dabei durchblickt er durchaus, was um ihn herum geschieht.

Am Ende war alles an ihm, Pilatus, hängengeblieben. Und er hatte sich nicht gedrückt, hatte das gewünschte Urteil gesprochen, obwohl er keine Schuld bei Jesus von Nazareth feststellen konnte. Er hatte Rechtsprecher sein wollen, nicht Rechtsverdrehler! Er hatte sogar das Volk mit eingespannt, um Jesus in Freiheit zu belassen und den Hohenpriestern eins auszuwischen. An seinen Händen sollte kein Blut kleben! Das Volk hatte die Wahl erhalten: Jesus oder der Schwerverbrecher Barrabas. Einen von beiden wollte er frei lassen, so wie der Brauch am Passahfest es vorschrieb.

Konnte er ahnen, dass die Hohenpriester und die Zeloten gemeinsame Sache machten und das Volk beeinflussten, damit es Barrabas frei bat, nicht den ihnen ungenehmen Jesus? Am Ende hatte er Jesus zum Tod am Kreuz verurteilt; etwas anderes war ihm nicht übrig

geblieben! Deshalb hatte er seine Hände in Unschuld gewaschen, vor aller Augen, und zum Ärger der Hohenpriester und der Zeloten hatte er ans Kreuz, für alle sichtbar, schreiben lassen „Jesus von Nazareth, König der Juden“!

All das hatte nichts genützt. Sein Freund Tullius, der als Befehlshaber der römischen Truppen in Jerusalem Jesus gekreuzigt hatte, monierte, als Soldat müsse er zwar töten, aber er müsse nicht morden, und hatte ihm Dienst und Freundschaft gekündigt. Marco Erdmann als Tullius durchläuft im Verlauf des Schauspiels einen großen Wandel, vom stolzen, die Juden brüskierenden Eliteoffizier hin zum Jünger Jesu, voller Entsetzen und Trauer über das, was er gemacht hat. Beide Seiten dieser Persönlichkeit, das Herrische und das Demütige, zeigt er absolut treffend.

Aber es war noch schlimmer gekommen für Pilatus. Livia, seine Livia, konnte nur noch den Mörder in ihm sehen. Selbst die Zeloten, die doch zufrieden sein mussten, nicht weiter gegen Jesus angehen zu müssen, schrien: „Einen solchen Fiesling setzt man dem Volk vor die Nase!“ Herodes bezeichnete ihn spöttisch als „Mann des Tages“, um seine Verachtung auszudrücken, und dass die Hohenpriester unzufrieden mit ihm waren, hatten sie spätestens da kundgetan, als sie ihm drohten, ihn beim Kaiser in Rom anzuschwärzen und ihn um seine Position zu bringen. „Schon wieder eine Wahrheit“, das war alles, was Pilatus zu den vielen Vorwürfen sagen konnte.

Zu kurz gekommen sind bisher in dieser Betrachtung die Frauen – in einer antiken Gesellschaft natürlich kein Wunder, da Männer damals die staatstragenden Positionen ausfüllen. Ähnlich wie Livia Pilatus agiert auch Claudia, die Frau des Tullius, die von Romy Brinkmann gespielt wird: sie gibt die feine und feinfühligste Dame, lebensdurstig, scheinbar auf die Männer hörend, aber mit eigenständigen Vorstellungen, mit denen sie sich auch durchsetzen kann. Verständlich, dass Claudia und Livia Pilatus Freundinnen waren. Anders muss Christine Hahn in ihrer Rolle als Herodias handeln. Sie kennt das brüchige Machtgefüge um ihren Mann Herodes Antipas, seine Tolpatschigkeit und sein diplomatisches Ungeschick in bestimmten Situationen und ist daher bedacht, Schaden vom Hause Herodes abzuwenden. Sie ist eine kluge Frau, die gelernt hat abzuwägen und nach allen Regeln der Kunst zu vermitteln. Es ist eine Rolle, die zu Christine Hahn passt und die durch sie sehr gut ausgefüllt wird.

Und dann ist da noch Elisabeth, die Mutter des Judas Iskariot, Schmuckhändlerin in Jerusalem und typisches Exemplar einer handfesten jüdischen Bürgerin: ein wenig schlitzohrig, manchmal naiv wirkend, oft mit der „Schnauze“ voran, aber grundehrlich. Für ein Geschäft ist sie immer zu haben, versucht sogar höhergestellte Personen übers Ohr zu hauen, zeigt andererseits aber ihre Unsicherheit, ihre Angst vor den Ranghöheren auch besonders beeindruckend. Außerdem liebäugelt sie mit den Lehren des Jesus von Nazareth und ist insofern Beispiel für Teile der damaligen Jerusalemer Bevölkerung. Sie erwartet, dass der Glaube hilft, dass man seinen Nächsten lieben soll, kann das jedoch noch nicht umsetzen. Es ist die Paraderolle für Ulla Winkelmann; sie ist Elisabeth und Elisabeth ist Ulla Winkelmann - niemand anderes aus der „Rostfrei“- Gruppe hätte diese Rolle besser ausfüllen können. Beide haben sie das Herz auf dem rechten Fleck, sind gegeneinander austauschbar oder identisch, wie man will. Selbst vereinzelte textliche Probleme passen in diese Rolle hinein, als seien sie vorgegeben.

Friedrich Rueß, der Autor, hat sich beim Schreiben der Rollen des Schauspiels Mitglieder des „Rostfrei“- Ensembles zum Vorbild genommen, ihr Gehabe, ihren Charakter, Auffälligkeiten. Ein kluger Schachzug! Wenn man sich oder Teile von sich in einer Rolle wiederfindet, dann wählt der Schauspieler diese Rolle auch – sie schafft ihm Identität. Daher sind alle Positionen später so besetzt, wie der Autor sie ursprünglich geplant hat, und das merkt der Zuschauer. Schauspieler und Rollen passen zueinander. Trude Hausmann und Dr. Egon Gindele, die Regisseure, nutzen diesen vorgegebenen Vorteil, indem sie diese vielen Einzelcharaktere zu einer Einheit zusammenfügen, die der Einzigartigkeit jedes Mitglieds viel

Raum lässt. Sie lassen die jeweilige Persönlichkeit zu, statt den Spielern einen Stempel aufzuoktroyieren, sie leiten aber auch das Zusammenspiel so an, dass sich das Ensemble orientieren kann - was will ein Schauspieler, eine Schauspielgruppe mehr? In gut einem halben Jahr schaffen sie aus ersten Anfängen ein gut harmonierendes Kollegium unverwechselbarer Menschen - Laien wohlgemerkt! Ein starkes Stück! Das gilt für die Menschenführung, für den Text und für die Leistungen aller Handlungsträger. Das schließt auch das „Begleitpersonal“ mit ein, die Souffleuse Elke Börding, Rolf Strathkötter, den Beleuchter, und Hanne Todenhöfer als Assistenz, ohne das die Aufführung gar nicht möglich wäre. Und natürlich umfasst es auch die „Bürger von Ostwestfalen“, wie Ralph Klimt die Zuschauer in seiner Schlussansprache benennt.

Etwa 400 von ihnen sahen in vier Aufführungen dieses Stück und bedachten es mit starkem Beifall. Aber: „Jedes Publikum war anders“, wie Trude Hausmann mir am Ende der dritten Vorstellung anvertraute, „immer kommt ein Stück unterschiedlich an.“ Mir hat es jedenfalls viel Spaß bereitet, das anschließende gemütliche Beisammensein von Schauspielern und Publikum bei Wein und Wasser ebenso. Vielleicht hätte dieses Zusammentreffen nach jeder Vorführung stattfinden können.